

## Das Wort soll Fleisch werden... Zur Bedeutung der Leiblichkeit in der seelsorglichen Begegnung <sup>1</sup>

Michael Klessmann

### 1. Einleitung

„Wer das Geheimnis des Menschen kennen lernen will, der sollte sich nicht mit einer isolierten Psychologie befassen, sondern sollte aufmerksam werden für Vorgänge und Signale des Leibes.“<sup>2</sup> Der Leib ist unsere primäre Welt, bei Neugeborenen stehen die leiblichen Vorgänge ganz und gar im Vordergrund, bei sehr alten oder sterbenden Menschen werden sie wieder vorrangig. Dazwischen lernen wir in unserer westlichen Zivilisation, den Leib gering zu schätzen bzw. zu funktionalisieren (was auf dasselbe hinausläuft); jahrzehntelang schulen wir den Intellekt und vergessen darüber, dass wir nicht nur einen Körper haben, sondern Leib sind, ganz und gar. Wahrnehmen, Denken und Fühlen, Sprechen und Singen, Lieben und Hassen sind nur möglich durch die Sinnesorgane, die dafür da sind, und durch das Gehirn, das Sinnesreize aufnimmt, verarbeitet und dann Ausdruck ermöglicht.

Wilhelm Reich, der Begründer der Körpertherapie, hat die These vertreten, dass der Charakter eines Menschen dessen „erstarrte Lebensgeschichte“ abbildet – „erstarrt“ deswegen, weil sich nach Reich die Lebenserfahrungen in den muskulären Verspannungen und Verhärtungen niederschlagen und dort gewissermaßen ablesbar sind. Otto Betz sagt es so: „Der Leib wird zum anschaulichen ‚Tagebuch‘ dessen, was uns widerfahren ist. An den Augen, der Stirn mit ihren Falten, an der Mundpartie, an unserer Haltung, am Spiel der Hände usw. lässt sich ablesen, wie uns das Leben gezeichnet hat, ob wir aufgerichtet wurden oder mürbe gemacht und zerbrochen sind.“<sup>3</sup> Im Körpergedächtnis ist die Biographie manchmal genauer aufbewahrt als in der immer interessegeleiteten Erinnerung.

Angesichts dieser unbestreitbaren Ausgangslage ist es verwunderlich, dass uns das Bewusstsein um den zentralen Zusammenhang von Leib und Leben in der neueren Geschichte anscheinend verloren gegangen ist<sup>4</sup>; erst vor etwa 30 Jahren begann man, in Philosophie, Psychologie und Theologie über eine „Wiederentdeckung des Leibes“ zu reden.<sup>5</sup> Seither wird dieser Zusammenhang wieder zunehmend thematisiert, neuerdings auch auf Grund von Erkenntnissen der Neurowissenschaften.

Wenn ich diesen Vorgang aus der Wissenschaftsgeschichte symbolisch verstehe, heißt das: Wir neigen individuell und kollektiv dazu, unsere Leiblichkeit zu vergessen, sie zu ignorieren, sie zu funktionalisieren. Solange man gesund und fit ist, nimmt man den Körper nicht wahr, benutzt ihn ganz selbstverständlich und gewissermaßen unbewusst; sobald man sich jedoch irgendwo stößt, verletzt, den Anflug einer Krankheit bekommt – plötzlich tritt die Leiblichkeit in den Vordergrund und macht sich unangenehm und störend bemerkbar, und wir versuchen alles, um diese Störung möglichst rasch aus der Welt zu schaffen. In der Gestalt- und Körpertherapie gibt es lange Kataloge von möglichen Übungen zur Körperwahrnehmung<sup>6</sup> – was nur Sinn macht un-

<sup>1</sup> Vortrag auf der Jahrestagung der Konferenz für Gefängnisseelsorge in Plön am 13.5.2009.

<sup>2</sup> Otto Betz, *Der Leib und seine Sprache*. Kevelaer 2003, 12.

<sup>3</sup> Betz 2003, 16.

<sup>4</sup> Der altgermanische Wortstamm „lib“ bedeutet sowohl Leib wie Leben.

<sup>5</sup> Vgl. den Titel einer Jahrestagung der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie von 1979 „Die Wiederentdeckung des Leibes“, hg. von Michael Pflüger. Fellbach 1981 und D. Kamper / Ch. Wulf, *Die Wiederkehr des Körpers*. Frankfurt 1982.

<sup>6</sup> Der diesbezügliche Klassiker ist der von F. Perls, R. Hefferline, P. Goodman herausgegebene Band „Gestalt Therapy“. New York 1951.

ter der Voraussetzung, dass wir unseren Körper über weite Strecken eben nicht wahrnehmen, eben nicht spüren und bewusst damit umgehen.

In der Seelsorge scheint mir die Versuchung, die Leiblichkeit der Beteiligten zu übersehen, besonders groß: Seelsorge ist Gespräch zwischen zwei Menschen, so das klassische Bild, Austausch von Worten, sprachliche Kommunikation. Darüber gerät in Vergessenheit, dass verbale Kommunikation ohne Körpersprache kaum möglich ist oder extrem eingeschränkt wäre.<sup>7</sup> „Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen“ hat schon Sigmund Freud geschrieben.<sup>8</sup> Wobei auch noch zu berücksichtigen wäre, dass Männer und Frauen natürlich körpersprachlich unterschiedlich schwätzen: Diesen gender-bezogenen Aspekt lasse ich im Folgenden allerdings außen vor, weil er das Thema so kompliziert, dass ich nicht alles in einem Vortrag abhandeln kann.<sup>9</sup>

Warum wir dazu neigen, die Bedeutung der Leiblichkeit auch in der Seelsorge zu vergessen, darüber kann man nur spekulieren. Unsere Leiblichkeit ist ein schwieriges Phänomen, sie ist rational und emotional nicht in den Griff zu kriegen, sie hat gewissermaßen ihren Eigensinn, lässt sich nur begrenzt durch unseren Willen steuern und bekommt deswegen leicht etwas Störendes und Beunruhigendes. Also ist es einfacher, sie auszublenden und so zu tun, als ob wir vorrangig vernünftige Wesen seien. Insofern stellt das Thema dieser Tagung auch den Versuch dar, vertraute und eingefahrene Kreise in der Seelsorge zu stören. Ich hoffe, ich kann ein wenig dazu beitragen.

## **2. Leib und Seele im Kontext der totalen Institution Gefängnis**

Leib bedeutet „gleichzeitig wahrnehmbares Äußeres und wahrnehmendes Inneres“.<sup>10</sup> Jede seelische Empfindung wirkt sich nicht nur auf den Körper aus, sondern *ist* zugleich eine körperliche. Wer sich freut, dessen Blick und Körperhaltung wirkt offen und entspannt, die Muskulatur locker; wer sich ärgert, erscheint sichtbar angespannt, die Pulsfrequenz erhöht sich usw. Alle Stimmungen und Emotionen spiegeln sich in der Körperhaltung; manches davon nehmen wir bewusst wahr, anderes nicht. Untersuchungen der mimischen Muskulatur zeigen, dass hier feinste Veränderungen vor sich gehen, lange bevor man sie bewusst registriert.<sup>11</sup> Besonders interessant ist dabei, dass inneres Erleben und motorischer Ausdruck einen Regelkreis bilden, sich also gegenseitig verstärken:<sup>12</sup> Der körperlich-muskuläre Ausdruck eines Gefühls spiegelt die innere Erregung, wirkt aber gleichzeitig intensivierend auf die Erregung zurück. Umgekehrt muss man dann auch sagen: Wenn auf Grund kultureller und institutioneller Regeln der Ausdruck von Gefühlen unterdrückt wird, wird auch das innere Erleben solcher Gefühle erschwert bis unmöglich gemacht.

Schon Sigmund Freud hat die These aufgestellt, dass unser Ich wesentlich ein Körper-Ich ist, d.h. die körperlichen Empfindungen, wie sie sich aus der Interaktion mit anderen und der Wahrnehmung der Außenwelt bilden, stellen die körperliche Grundlage unseres Selbstbewusstseins dar.

<sup>7</sup> Vgl. Elisabeth Naurath, *Seelsorge als Leibsorge*. Stuttgart / Berlin 2000, vor allem 170ff.

<sup>8</sup> Zitiert bei Naurath 2000, 171.

<sup>9</sup> Andeutungen zum Thema finden sich bei Naurath 199ff; vgl. auch Isolde Karle, „Da ist nicht mehr Mann noch Frau.“ *Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz*. Gütersloh 2006.

<sup>10</sup> Kurt Mosetter / Reiner Mosetter, *Kraft in der Dehnung. Ein Praxisbuch bei Stress, Dauerbelastung und Trauma*. Düsseldorf 2009, 14.

<sup>11</sup> Vgl. Mosetter / Mosetter a.a.O. 15.

<sup>12</sup> Hans Peter Dreitzel, *Der Körper als Medium der Kommunikation*. In: Arthur E. Imhof (Hg.), *Der Mensch und sein Körper*. München 1983, 179 – 196, 193f.

Der unlösliche Zusammenhang von Leib und Seele bildet sich in unseren Emotionen ab: Emotionen kann man als leib-seelische, automatische Bewertungsreaktionen verstehen; sie laufen in Millisekunden ab, unterscheiden relevante von irrelevanten Reizen und steuern damit unser Verhalten.<sup>13</sup> Manchmal stellen Emotionen Reaktionen auf akute Ereignisse dar (ein Stuhl fällt krachend um, ich zucke zusammen und empfinde einen Moment lang Angst), manchmal werden sie aber auch durch alte, früh gelernte Muster ausgelöst, die ihre Bedeutung beibehalten haben, obwohl sie gegenwärtig nicht mehr wirklich angemessen sind. Beispiel: Ein Gefangener macht eine harmlose, aber leicht abwertende Bemerkung über einen Mithäftling; sofort wird dessen aus Kindheit und Jugend tief sitzendes Gefühl eigener Wertlosigkeit aktiviert, er bekommt einen Wutanfall und greift den anderen heftig an.

Emotionen haben die Eigenart, dass sie unsere Weltsicht bestimmen und den Zugriff auf neue Informationen erschweren oder gar verhindern.<sup>14</sup> Wer beispielsweise mit dem Lebensgefühl groß geworden ist „ich werde dauernd benachteiligt“, aktiviert diese Emotion auch da, wo Außenstehende keine Benachteiligung erkennen können und nimmt Situationen, die Anlass zu einer veränderten Bewertung böten, nicht wahr. Das erklärt, warum Menschen trotz bester bewusster Absichten immer wieder ähnlich reagieren und ihr Verhalten so schwer verändern können (was Freud den Wiederholungszwang genannt hat).

Konsequenzen solcher Erkenntnisse für Menschen, die in der totalen Institution Gefängnis leben müssen, zeichnen sich relativ deutlich ab – ein paar Hinweise:

Ein Gefängnisaufenthalt stellt eine Form von Dauerbelastung oder „permanenter Krisensituation“ dar, die dazu führt, so beschreibt es Otto Schäfer, dass Kontaktstörungen, Misstrauen und Argwohn wachsen, Vereinsamung, Minderwertigkeitsgefühle, Affektlabilität, Aggressionsgelüste und vor allem Angst stark zunehmen.<sup>15</sup> Diese seelische Befindlichkeit spiegelt sich im körperlichen Ausdruck: Anmut und Leichtigkeit, die manche körperlichen Bewegungen im Zustand der Entspannung und Freude auszeichnen, sind verloren gegangen.<sup>16</sup> Der langsame, manchmal schlurfende, in sich gekehrte Gang vieler Gefangener oder ein unruhiges, verspanntes Auftreten oder eine deutlich angespannte mimische Muskulatur sind Spiegel eines deprimierten, verunsicherten oder aggressionsgeladenen seelischen Zustandes, und gleichzeitig intensiviert und verstärkt die Körperhaltung das innere Befinden: Jemand duckt sich, weil er verängstigt ist, jemand spürt Angst, weil er sich duckt.<sup>17</sup> Wenn sich die Körperhaltung dann noch habitualisiert und chronifiziert, verhindert sie seelische Entspannung – ein Teufelskreis entsteht. Das Körpergedächtnis bewahrt als Haltung oder bestimmte Anspannung auf, was als szenische Erinnerung vielleicht schon abgespalten und verdrängt, also dem Bewusstsein und der Sprache nicht mehr zugänglich ist.<sup>18</sup>

Die spezifische Kultur der totalen Institution unterdrückt tendenziell den Ausdruck von Emotionen, weil man sich dadurch sowohl gegenüber Mitgefangenen wie Bedienste-

<sup>13</sup> Paul Ekman, *Gefühle lesen*. Heidelberg 2007, 29 u.ö. In der Literatur hat sich im Anschluss an den Neurobiologen Antonio Damasio, *Der Spinoza-Effekt*. Berlin 2009 die Unterscheidung von Emotionen und Gefühlen eingebürgert. Danach stellen Emotionen die nicht bewussten, stark von körperlichen Bedürfnissen gesteuerten Grundlagen des Erlebens dar, während Gefühle jene Reaktionen bezeichnen, die bewusst und mit einem gewissen kognitiven Gehalt erlebt werden.

<sup>14</sup> Ekman 2007, 55ff.

<sup>15</sup> Otto Schäfer, *Das bestimmende Grundgefühl bei Strafgefangenen*. In: Seelsorger eingeschlossen, hg. von Peter Rassow. Stuttgart 1987, 96.

<sup>16</sup> Vgl. Angela Klopstech, *Anmut, Gnade und bioenergetische Therapie*. In: Michael Klessmann / Irmhild Liebau (Hg.), *Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes*. Göttingen 1997, 136 – 150.

<sup>17</sup> Vgl. Mosetter 2009, 27.

<sup>18</sup> Vgl. Dorothea Rahm u.a., *Einführung in die Integrative Therapie*. Paderborn 1993, 110f.

ten angreifbar und verletzbar macht. Die Unterdrückung der großen Bandbreite und Variabilität von Emotionen bildet sich auch körperlich ab nicht nur in der schon erwähnten Körperhaltung, sondern auch in einer Verringerung des Sprachschatzes, einem „sprachlichen Einrosten“<sup>19</sup>, und einer Reduktion von Selbstwahrnehmung und Kommunikationsmöglichkeiten. Diesen Vorgang kann man wiederum neurobiologisch erklären: Die sog. Spiegelneuronen lösen Resonanzvorgänge und damit Verstehen, Empathie und Intuition, zusammengefasst: gelingende Wechselseitigkeit aus.<sup>20</sup> Wenn solche Resonanzphänomene systematisch durch die Art der Unterbringung eingeschränkt und verhindert werden, leidet die Resonanz- und Spiegelungsfähigkeit eines Menschen überhaupt. Die Folgen für ein Leben außerhalb der Institution sind gravierend und erklären z.T. die hohe Rückfallquote.

Die strukturelle Dynamik wird durch eine persönlichkeitspezifische verstärkt: Viele inhaftierte haben in ihrer Biographie schwere Traumata, tiefgreifende Verlust- und Mangelenerfahrungen erleben müssen; das kann zur Bildung einer Persönlichkeitsstruktur führen, die Udo Rauchfleisch „dissozial“ genannt hat.<sup>21</sup> Eine Grundemotion wie „mir wird hier Unrecht getan“ verhindert weitgehend die Wahrnehmung abweichender Erfahrungen, die Betroffenen nehmen nur das wahr, was sie in ihrer Einstellung bestätigt. Das wiederum trägt dazu bei, dass ihre emotionale Schwingungsfähigkeit langsam, aber sich zurück geht, dass sie sich selbst fremd werden, ihre eigenen Gefühle nicht mehr spüren und „gefühlsmäßig versteinern“.<sup>22</sup> D.h. Die Dynamik der Institution und die Persönlichkeitsdynamik verstärken sich in destruktiver Weise wechselseitig.

Man kann auch vom Begriff und Phänomen des Stress zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommen: Stress bezeichnet eine körperliche Alarmreaktion auf wahrgenommene Gefahren oder Belastungen: In der Stressreaktion werden körperliche Abwehrkräfte (u.a. durch erhöhte Ausschüttung von Stresshormonen wie Adrenalin, Noradrenalin, Cortisol u.a.) mobilisiert, insofern sind sie zunächst sinnvoll.<sup>23</sup> Wenn die Belastungen jedoch chronisch werden, weil positive, entspannende Sozialkontakte kaum möglich sind, weil grundlegende Bedürfnisse nach Wertschätzung und Anerkennung nicht erfüllt werden können, weil man ständig in Unsicherheit und Angst lebt, entsteht entsprechend eine chronisch-muskuläre Anspannung, die sowohl die Krankheitsanfälligkeit erhöht als auch die Gehirnentwicklung beeinträchtigt. Letzteres erscheint mir besonders verhängnisvoll. Der Neurobiologe Gerald Hüther hat in einem Interview gesagt: „Die Strukturierung des Gehirns hängt davon ab, wie wir es benutzen. Damit es den Anforderungen im wirklichen Leben gewachsen ist, muss ein möglichst großes Netzwerk entstehen. *Dafür muss man sich in einer komplexen Lebenswelt bewegen.*“<sup>24</sup> Die neuronalen Netze im Gehirn verändern sich ständig, man spricht von Neuroplastizität. D.h. Erleben und Verhalten werden in den neuronalen Schaltkreisen niedergelegt und verkörpert – und hier ist eine ständige Weiterentwicklung möglich, aber eben auch Stillstand oder Rückentwicklung. Neuronenverbindungen, die nicht genutzt werden, werden geschwächt oder sterben ab. Es gilt das Prin-

<sup>19</sup> So formuliert es Otto Schäfer, Das bestimmende Grundgefühl bei Strafgefangenen. A.a.O., 96.

<sup>20</sup> Vgl. dazu Joachim Bauer, Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg <sup>2</sup>2005; Sibylle Huerta Krefft, Sinn und Sinnlichkeit in der Supervision. In: Supervision. Mensch – Arbeit – Organisation. 1/2009, 37 – 41.

<sup>21</sup> Udo Rauchfleisch, Begleitung und Therapie straffälliger Menschen. Göttingen <sup>2</sup>2008, 119ff.

<sup>22</sup> Rauchfleisch 2008, 9.

<sup>23</sup> Vgl. Heiko Waller, Gesundheitswissenschaft. Stuttgart <sup>2</sup>1996, 45ff.

<sup>24</sup> [www.brainobic.at/downloads/interviewmitprofhuethergerhidlogchli.pdf](http://www.brainobic.at/downloads/interviewmitprofhuethergerhidlogchli.pdf) (Sperrung von MK)

zip „use it or lose it“, wie es ein Neurologe formuliert hat.<sup>25</sup> Ein amerikanischer Forscher hat sogar von der „sozialen Konstruktion des menschlichen Gehirns“ gesprochen<sup>26</sup>.

Das Gefängnis stellt eine stark komplexitätsreduzierte und einseitige Umwelt dar, so dass entsprechend negative Folgen für die Gesundheit insgesamt wie im Besonderen für die Gehirnentwicklung der Inhaftierten zu befürchten sind.

### 3. Ambivalenzen der Leiblichkeit

Das Stichwort Leiblichkeit wird von vielen hoch geschätzt, weil es Ganzheitlichkeit verspricht – und das Stichwort „ganzheitlich“ erscheint heutzutage immer irgendwie gut. Angesichts der Zersplitterung unserer Lebenswelten, angesichts der Funktionalisierung unserer Körper in der Medizin, angesichts des jahrhundertealten Leib-Seele Dualismus mit seinen unglücklichen Folgen wirkt Ganzheitlichkeit wie das Versprechen einer besseren Welt. Allerdings wird dabei die Ambivalenz der Leiblichkeit leicht übersehen:

- Leib, Körper ist nichts Natürliches oder Naturgegebenes, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, sondern durch und durch kulturell und sozial bestimmt. Das soziale Milieu, in das ein Kind hineingeboren wird, die Art der Ernährung, Bewegung, körperliche und geistige Anregungen, die einem angeboten oder vorenthalten werden – dies alles bildet sich auf die eine oder andere Weise im Körper ab und formt ihn mit. In der Gegenwart erscheint der Körper als Projekt, als „Bio-Aktie“, in die man investiert, um sich jung und schön und fit zu halten – Eigenschaften, die zu Garantien gesellschaftlichen Erfolgs gehören. Gleichzeitig ist es gerade der Körper, der uns besonders eindringlich auf die Begrenztheit und Brüchigkeit des Lebens hinweist: Jede Verletzung, jede Krankheit führt uns vor Augen, dass wir endlich sind und, mit Martin Luthers drastischer Ausdrucksweise gesprochen: ein Madensack!
- Eine besondere Form der kulturellen Vermittlung bilden die kollektiven und individuellen Körperbilder oder Körperschemata, mit deren Hilfe wir uns selbst und andere wahrnehmen<sup>27</sup>. Man kann sich das am Beispiels des Blicks in den Spiegel klar machen: Was wir da sehen, ist nie ein objektives Bild von uns selbst (abgesehen davon, dass es seitenverkehrt ist!), sondern nur das, was wir sehen wollen, also Projektion. Die an einem bestimmten Schönheitsideal orientierte Frau sieht vorrangig die Falten und Pickel, die ihre Schönheit beeinträchtigen; der auf Muskelpakete trainierende Mann sieht vor allem die Stellen, wo es noch nicht reicht. Lebendig wird ein Gesicht erst im Kontakt mit anderen – und da können wir uns selber nicht sehen. Körperbilder (und die dazugehörigen Gefühle) werden im Lauf der Sozialisation erlernt. Die Art und Weise, wie Eltern und Bezugspersonen mit unserem Körper umgegangen sind, später dann Vorbilder und Peers in der Pubertät, und natürlich die Medien tragen wesentlich dazu bei, welches Körperbild und welche Einstellung jemand zu seinem Körper gewinnt. D.h., das, was uns einerseits als leicht feststellbares und scheinbar objektiv gegebenes Objekt zuhanden ist, gibt es

<sup>25</sup> Zitiert nach Christian Gottwald, Bewusstseinszentrierte Körperpsychotherapie – angewandte Neurobiologie? In: Serge Sutz, Leonhard Schrenker, Christoph Schrickler (Hg.), Die Psychotherapie entdeckt den Körper oder: Keine Psychotherapie ohne Körperarbeit? München 2005, 105 – 198, 112.

<sup>26</sup> Zitiert bei Joachim Bauer, Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern. München / Zürich 2008, 10.

<sup>27</sup> Vgl. dazu ausführlicher Michael Klessmann, Zur Ethik des Leibes – am Beispiel des Körperschemas, In: Michael Klessmann / Irmhild Liebau (Hg.), Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes. Körper – Leib – Praktische Theologie. Göttingen 1997, 80 – 90.

doch immer nur in unserer mehr oder weniger schematisierten, kulturell bedingten und individuell gewachsenen Selbstwahrnehmung.<sup>28</sup>

- Kommunikation vollzieht sich zu großen Teilen nonverbal: Mimik, Gestik, Tonfall und Tonhöhe, Sprechgeschwindigkeit, Nähe und Distanz der Sprechenden haben in jeder Kommunikation Priorität (sie läuft also nicht nur mit!). In der Kommunikationswissenschaft geht man davon aus, dass etwa zwei Drittel der Bedeutungsvermittlung nonverbal geschieht und nur etwa ein Drittel durch Sprache.<sup>29</sup> Paul Watzlawick hat das in das berühmte gewordenen Kommunikationsaxiom gekleidet, dass jede Kommunikation eine Inhalts- und eine Beziehungs- oder Gefühlsdimension besitzt und dass die Beziehungsdimension die Inhaltsdimension steuert! Das bildet sich auch darin ab, dass wir den non- oder paraverbalen Aspekten mehr als den verbalen vertrauen: Wenn Inhalts- und Beziehungsebene nicht übereinstimmen, lassen wir uns von dem leiten, was der Körper sagt (etwa indem jemand rot wird, oder wegschaut oder plötzlich stottert etc.) und nicht von den Worten. Das hat damit zu tun, dass viele körpersprachlichen Signale unbewusst ablaufen und sich nur schwer oder gar nicht kontrollieren lassen (Erröten, ein spontanes Zögern in der Sprache etc.). Gleichzeitig jedoch ist dieser körpersprachliche Teil der Kommunikation merkwürdig uneindeutig und lädt noch mehr als Worte zu Projektionen ein: Bedeutet ein Lächeln Freude und Entspannung oder macht sich jemand insgeheim über mich lustig? Ist die Umarmung wirklich Ausdruck der Zuneigung oder nur gesellschaftliche Konvention? Ist die Wut echt oder gespielt? Anders gesagt: Man kann Gestik und Mimik in Maßen unterdrücken, kann sie in Grenzen trainieren, kann lernen, sie zu verstärken oder zu reduzieren. Zwar gibt es den Satz „der Körper lügt nicht“, das gilt aber nur für überraschende oder extreme Situationen. In einer vorhersehbaren Begegnung kann man dem Körper seine Ehrlichkeit durchaus in Grenzen abgewöhnen. (Verkaufspersonal z.B. wird darauf trainiert, bei einer schwierigen Interaktion mit Kunden an etwas Schönes zu denken, damit sie auch den muffeligen Kunden mit freundlichem Lächeln begegnen können!). Was ist also noch echt in der Kommunikation? Dazu kommt, dass die verbale Kommunikation in der Regel deutlich differenzierter ausfällt als die nonverbale. Aber: Die körperlichen Anteile können die differenzierteren verbalen völlig überlagern: Der Faustschlag erübrigt erst einmal jede weitere Beziehungsklärung, in der Umarmung werden mögliche Ambivalenzen erst einmal erdrückt. (Wir müssten in einem workshop die verschiedenen Funktionen der nonverbalen Kommunikation durchspielen und ausprobieren.<sup>30</sup>)
- Genuss, die Lust an Sinnlichkeit und Zärtlichkeit, erleben wir durch den Leib: Wer einen anderen Menschen liebt, möchte ihn berühren und spüren; wer einen anderen hasst, möchte ihm eins reinhauen. Die Wahrnehmung unserer selbst und unserer Umwelt, Essen und Trinken sowie unsere Ausscheidungen spüren wir zuerst körperlich. Zugleich kann uns das Begehren des Leibes Angst machen, weil es dazu neigt, ethisch-moralische Regeln und Kontrollbedürfnisse in den Wind zu schlagen. Wenn die Liebe, von der wir in den Kirchen so viel reden, lebhaftig und spürbar würde, würde die geschätzte Ordnung in den Kirchen schnell in Gefahr geraten. Nicht umsonst heißt das Buch von U. Beck über die Liebe „das ganz normale Chaos der Liebe“. Leibliches

<sup>28</sup> Vgl. dazu ausführlicher Isolde Karle 2006, 81ff.

<sup>29</sup> Vgl. Axel Hübler, Das Konzept ‚Körper‘ in den Sprach- und Kommunikationswissenschaften. Tübingen /Basel 2001, 11; vgl. auch Andrea Bieler, Das bewegte Wort. PTh 95 (2006), 272.

<sup>30</sup> Vgl. Karl Dehhees, Soziale Kommunikation. Opladen 1994, 133ff.

Begehren ist amoralisch und möchte das aus dem Weg räumen, was seiner Befriedigung im Weg steht. Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen gefährdet etablierte Strukturen – in einer totalen Institution erscheint das besonders gefährlich.

- Der Leib wird zum Objekt – und zugleich zum Symbol. Als Objekt ist der Körper so und so beschaffen, Gegenstand der Pflege oder der ärztlichen Aufmerksamkeit; als Symbol wird er zur Bühne der Selbstdarstellung, zur Inszenierung der Person. Solche Inszenierungen sind einerseits individuell, andererseits unvermeidlich sozial und schichtspezifisch geprägt. Menschen aus niedrigen sozio-kulturellen Milieus inszenieren sich anders als solche aus einem Bildungsmilieu.<sup>31</sup> So dienten früher Tätowierungen sowohl als In-Group-Erkennungszeichen wie auch als Out-Group-Stigmata. Bräune oder Blässe der Haut werden unterschiedlich gewichtet, ebenso ein muskulöser oder eher schwächerer Körper usw. Deswegen ist mit der Wahrnehmung der Körperlichkeit des anderen Menschen häufig auch die Wahrnehmung von dessen sozialer Zuordnung verbunden.
- Der Leib ist eine der wesentlichen Säulen menschlicher Identität.<sup>32</sup> Störungen oder Einschränkungen der Leiblichkeit haben immer Folgen für das Identitätsgefühl. In ihrer Leiblichkeit sind Menschen miteinander verbunden, denn in seinen Grundstrukturen ist der Körper für alle gleich, ausgestattet mit denselben Organen und Funktionen. Zugleich ist der Körper dasjenige, was uns <sup>a</sup> absolut einzigartig erscheinen lässt und voneinander trennt. Die Einzigartigkeit des Fingerabdrucks verdeutlicht nur, was für den Körper als Ganzes gilt: Hier wird äußerlich sichtbar, wer wir sind. Aber selbst dieses scheinbar objektiv Gegebene ist heutzutage nicht unverrückbare Form, sondern Gegenstand der Gestaltung, „work in progress“<sup>33</sup>, wie ein Identitätsforscher formuliert und damit wissenschaftlich ausdrückt, was ein Buchtitel für die Gegenwart salopp als „Baustelle Body“ bezeichnet<sup>34</sup>. Damit gerät alles zur Aufgabe: Körperarbeit, Identitätsarbeit, Trauerarbeit etc., für manche eine reizvolle Herausforderung; für viele, die nicht über die notwendigen sozialen und emotionalen Ressourcen verfügen, eine anstrengende Überforderung.
- Leiblichkeit – ihre Wahrnehmung, noch mehr ihre Berührung bedeutet Nähe zwischen Menschen. Nähe zwischen Menschen, die sich vertraut sind, kann Freude und Genuss auslösen; zwischen denen, die sich fremd sind, aber auch Unbehagen und Angst. (Achten Sie mal darauf, wie Sie reagieren, wenn im Kino oder im Zug ihr fremder Sitznachbar plötzlich ihren Arm mit seinem berührt oder mit seinem Knie an ihres stößt.) Deswegen ist es mit dem Anfassen oder einem Friedensgruß im Gottesdienst so schwierig: Die einen wünschen sich das sehr, für andere ist das bereits viel zu nah. Manche haben ein Körperempfinden, das solche Begegnungen nur schwer zulässt – dass muss man respektieren. Diese Ambivalenz gilt besonders bei Menschen, denen man dissoziale Persönlichkeitsmerkmale zuschreibt: Auf der einen Seite haben sie ei-

<sup>31</sup> Vgl. Gunter Gebauer, Ausdruck und Einbildung. Zur symbolischen Funktion des Körpers. In: Kamper / Wulf 1982, 313 – 329.

<sup>32</sup> Vgl. das Modell der fünf Säulen der Identität von Hilarion Petzold, knapp dargestellt bei D. Rahm u.a. 1993 (Anm. 18), 155f.

<sup>33</sup> Zitiert in Heiner Keupp u.a. (Hg.), Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spämoderne. Reinbek 2002, 88.

<sup>34</sup> Sonya Kraus, Baustelle Body 2009.

ne tiefe Sehnsucht nach Nähe und zugleich panische Angst, die ersehnte Nähe könnte Wirklichkeit werden.<sup>35</sup>

#### **4. Leiblichkeit in der seelsorglichen Kommunikation im Gefängnis**

Seelsorge besteht in den meisten Fällen aus Kommunikation unter Anwesenden, d.h. die Beteiligten sehen, hören und spüren sich direkt, ohne Vermittlung eines Mediums. Dieses direkte Sehen, Hören und Spüren bedeutet, dass wir eine große Fülle von Informationen austauschen, die weit über die begrenzten sprachlichen Inhalte hinausgehen. Die Fülle der Informationen entsteht dadurch, dass unsere Körper an der Kommunikation beteiligt sind, und zwar so, dass sie sowohl Resonanzboden als auch Darstellungsbühne der Kommunikation bilden.<sup>36</sup>

Fast jede Begegnung zwischen zwei Menschen beginnt damit, dass man sich wechselseitig ansieht – selbst, wenn man sich nicht ansieht, ist es unmöglich, in Gegenwart eines anderen nicht zu kommunizieren. Paul Watzlawick hat dementsprechend einen sehr weiten Kommunikationsbegriff eingeführt und formuliert: Man kann nicht nicht kommunizieren.

Zwei Menschen stehen sich in ihrer Leiblichkeit gegenüber und gewinnen in Bruchteilen von Sekunden einen ersten visuellen Eindruck, auf doppelte Weise: 1. Wie sieht die andere Person aus? In welcher Haltung und in welchem Abstand steht oder sitzt sie mir gegenüber? Welche Gedanken und Gefühle verbinde ich mit dem Aussehen, sowohl mit der Körperlichkeit als auch mit der Kleidung? (Jemand spricht mich bereits vom Äußeren her an, ein anderer lässt mich gleichgültig, ein dritter stößt mich ab, ein vierter erscheint mir unheimlich). Dasselbe gilt natürlich für den Seelsorger, die Seelsorgerin: Welchen ersten Eindruck vermittele ich durch mein Aussehen, meine Kleidung, mein Verhalten? Bringe ich durch mein Auftreten zum Ausdruck, dass mir das Gegenüber wichtig ist, ich Zeit habe oder dass ich eigentlich mit Anderem beschäftigt bin? Etc. 2. Besonders wichtig ist der Blick der anderen Person: Wie guckt jemand? Offen, neugierig, an einer Begegnung interessiert, so dass ich mich angesehen fühle? Oder blickt er abweisend, verschlossen? Oder abwesend? Oder aggressiv herausfordernd? Die dadurch ausgelösten eigenen Reaktionen (Gefühle wie Gedanken) stellen vorrangig Projektionen dar: Man erinnert sich an Vertrautes oder Befremdliches, man phantasiert angenehme oder bedrohliche Konstellationen, man fühlt seine ästhetischen Standards bestätigt oder in Frage gestellt. Insofern ist es für professionelle Kommunikatoren unbedingt wichtig, diesen ersten Eindruck bewusst zu registrieren und zu überprüfen (statt ihm unbewusst zu erliegen und ihn dann zu agieren!).

In Deutschland (im Unterschied etwa zu den USA) setzen sich die meisten Begegnungen so fort, dass man sich die Hand gibt – und auch dabei wird intensiv kommuniziert: trockene oder feuchte Hände, warme oder kalte, weiche oder harte, ein fester Händedruck oder ein schlaffer. Der erste visuelle Eindruck wird auf diese Weise bekräftigt oder erweitert oder korrigiert. Bevor zwei Menschen Worte ausgetauscht haben, haben sie bereits viele körpersprachliche Signale ausgetauscht. Zusammen mit der expliziten Begrüßung und den ersten Präliminarien nennt Elisabeth Naurath diesen Gesprächsbeginn die Zutritts-, Begrüßungs- und Etablierungsphase.<sup>37</sup> Daran schließt sich die eigentliche Gesprächsphase an, auf die gegen Ende noch eine Ritualphase folgen kann, um dann mit Aufbruchs- und Abschiedsphase zum Ende zu kommen.

<sup>35</sup> Vgl. Rauchfleisch 2008, 15, 120.

<sup>36</sup> Dreitzel 1983, 180.

<sup>37</sup> Elisabeth Naurath 2000, 180ff.



Für die eigentliche Gesprächsphase kann man mit dem amerikanischen Anthropologen Paul Ekman vier Typen von körpersprachlichen Ausdrucksformen unterscheiden:<sup>38</sup>

1. Die sog. Illustratoren meinen gestische, mimische und stimmliche Bewegungen, die das Gesagte unterstreichen, betonen oder auch abmildern. Die Stimme, die Art des Sprechens (Tonfall etc.), aber auch Mimik und Gestik signalisieren dem Gegenüber, wie das Gesagte gemeint ist. Häufig sind solche Illustratoren der redenden Person unbewusst.
2. Regulatoren kommentieren den Stand der Beziehung: Durch Lächeln oder Kopfnicken signalisiere ich mein Interesse, meine Bereitschaft zuzuhören, Stirnrunzeln oder Wegschauen zeigen an, dass ich anderer Meinung bin. Auch die gesamte Körperhaltung – aufmerksame Hinwendung oder gelangweilte Abwendung, das Maß an Nähe oder Distanz – sagt etwas über den gegenwärtigen Beziehungsstatus aus. Dabei ist zu berücksichtigen, dass solche Verhaltensweisen häufig nicht gezielt eingesetzt werden, sondern eher unbewusst von statten gehen. Umso größer ist ihre Auswirkung auf die laufende Kommunikation.
3. Als Embleme bezeichnet Ekman vorwiegend Handgesten, die oft als Spracherersatz verwendet werden: Denken Sie beispielsweise an den Stinkefinger oder den erhobenen bzw. gesenkten Daumen. Solche Embleme sind häufig kulturspezifisch, was zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen leicht zu Missverständnissen führen kann.
4. Emotionale Expressionen beziehen sich auf mehr oder weniger autonome Körperreaktionen wie Beschleunigung des Atems, Schwitzen, Erbleichen oder Erröten, in Tränen ausbrechen. Sie lassen sich am wenigstens steuern und sagen sehr viel über den emotionalen Zustand des Gegenübers aus.

Diese grobe Typisierung vermittelt einen ersten Eindruck von der Bedeutung und der Komplexität der Körpersprache und wie wichtig ihre aufmerksame Wahrnehmung ist. Die schon erwähnten Forschungen in den Neurowissenschaften zu den sog. Spiegelneuronen haben die Differenziertheit des Kommunikationsprozesses noch einmal bestätigt.<sup>39</sup> Spiegelneuronen im Gehirn bilden die physiologische Basis für Resonanz, für Intuition und Empathie. Es handelt sich um Nervenzellen, dank derer die Beobachtung von Handlungen dieselben emotionalen Reaktionen auslöst, als wenn wir die Handlung selbst vollzögen. Wer sieht, wie ein Kind hinfällt, empfindet selber Schmerz; wer mitbekommt, wie sich zwei freudestrahlend in die Arme fallen, empfindet selber Freude. Intuition bezieht sich darüber hinaus aber auch auf viel feinere Phänomene: Bereits die innere, nicht ausgesprochene oder gezeigte Einstellung der Seelsorgerin etwa löst eine korrespondierende Resonanz beim Gefangenen aus und umgekehrt.<sup>40</sup> Manchmal zeigt sich die jeweilige Einstellung recht offenkundig in der Art des Auftretens (ob beispielsweise jemand aggressiv gestimmt ist oder sich gelangweilt, ob jemand im Grunde keine Lust auf ein Gespräch hat), manchmal lässt sie sich nicht beobachten und wird doch auf Grund feinsten Körpersignale vom Gegenüber wahrgenommen. Wenn es stimmt, dass Menschen im Gefängnis in ihren emotionalen Reaktionen verarmen, dann ist es von größter Wichtigkeit, explizit über die Wahrnehmung von Resonanzen zu kommunizieren, um auf diese Weise dazu beizutragen, dass die Spiegelungsfähigkeit des Gegenübers nachreifen kann.<sup>41</sup>

<sup>38</sup> Nach Dreitzel 1983, 182ff.

<sup>39</sup> Joachim Bauer 2005.

<sup>40</sup> Bauer 2005, 129ff.

<sup>41</sup> Bauer 2005, 139.

Vor dem Hintergrund dieser Andeutungen formuliere ich einige Anregungen für die Seelsorge im Gefängnis, die über die allgemeine Aufforderung, Körpersprache aufmerksam wahrzunehmen, hinaus gehen; vielen von Ihnen sage ich damit nichts Neues, andere werden skeptisch sein. Diese Zwiespältigkeit ist dem Thema angemessen, denn im Umgang mit der Leiblichkeit berühren wir gewissermaßen das Zentrum der Person – und das ist außergewöhnlich empfindlich und verletzlich. Deswegen ist ein vorsichtiges, sensibles Vorgehen hier besonders angezeigt.

- Wer verstärkt auf die Körpersprache in der Kommunikation achten will, sollte zunächst die eigene Körperwahrnehmung sensibilisieren. Selbst- und Fremdwahrnehmung hängen unmittelbar zusammen, man wird sensibel für das, was bei anderen vor sich geht, wenn man es von sich selbst kennt und zulässt bzw. man übersieht und überhört, was einem selbst fremd ist oder Angst macht.
- Die eigene Glaubwürdigkeit als Seelsorger/Seelsorgerin hängt in hohem Maß an der Übereinstimmung von verbaler und nonverbaler Kommunikation ab, darauf gilt es zu achten, dazu braucht man immer wieder Rückmeldungen von anderen, weil man Diskrepanzen zwischen beiden Kommunikationsebenen u.U. selber nicht wahrnimmt. Teilnahme an Supervisions- oder Intervisionsgruppen, in denen Raum für solche Rückmeldungen ist, scheint mir deswegen unerlässlich.
- Wir müssen und können nicht alle körpertherapeutisch ausgebildet sein, aber die Beschäftigung mit einigen Übungen zur Körperwahrnehmung etwa aus der Gestalttherapie (z.B. in einem entspannten Zustand die eigene Aufmerksamkeit durch den ganzen Körper wandern lassen), aus dem Focusing<sup>42</sup>, oder aus der konzentrativen Bewegungstherapie tun uns selbst gut und sind dann auch in der Seelsorge mit Gefangenen brauchbar. Solche Ansätze sollte man also mal erfahren haben.
- Wer mit anderen in Kontakt treten will, sollte die Möglichkeiten von Berührung ausprobieren. Je tiefer jemand gestört oder regrediert ist, desto wichtiger ist die Berührung über die Haut.<sup>43</sup> Aus der Traumatherapie wissen wir, dass leichte Berührungen in der Regel als wohltuend und entspannend empfunden werden.<sup>44</sup> Auch Entspannungsübungen können in bestimmten Situationen sinnvoll sein. Allerdings gilt u.U. auch das Gegenteil: Berührungen beleben möglicherweise alte Sehnsüchte und tiefe Schmerzen, können deswegen leicht als übergriffig erlebt werden, deswegen sollten sie besonders vorsichtig und in genauer Wahrnehmung dessen, was dem Gegenüber und einem selbst verträglich erscheint, geschehen. Männer in der Institution Gefängnis tun sich besonders schwer mit körperlicher Berührung, weil sie sie leicht mit unmännlicher Weichheit und Homosexualität in Verbindung bringen. Gleichwohl sollte man sich von solchen Schwierigkeiten nicht grundsätzlich abschrecken lassen. Nicht umsonst bezeichnet der Begriff der Berührung sowohl wörtlich die körperliche als auch im übertragenen Sinn die seelische Dimension.
- Der Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald Winnicott hat auf die große Bedeutung des Haltens für die Entwicklung eines Kindes hingewiesen.<sup>45</sup> Das

<sup>42</sup> Eine gute Einführung in das Focusing stellt das Buch von Ann Weiser Cornell dar, Focusing – Der Stimme des Körpers folgen. Reinbek<sup>9</sup>2008.

<sup>43</sup> Vgl. Dorothea Rahm<sup>2</sup>1993, 167f.; Erving und Mirjam Polster, Gestalttherapie, München<sup>2</sup>1975: Berührung ist der Prototyp des Kontakts 127.

<sup>44</sup> Vgl. Gottfried Fischer, Neue Wege aus dem Trauma. Darmstadt 2005, 42ff.

<sup>45</sup> Zum Folgenden vgl. Thomas Auchter, Das Halten und seine Bedeutung in der allgemeinen und der psychotherapeutischen Entwicklung. WzM 52 (2000), 464 – 476.

primäre Halten der Mutter antwortet auf das tiefe Bedürfnis des Kindes, sicher gehalten zu werden. Beim Kind ist dieses Halten zunächst ein ganz wörtlich gemeintes, physisches Halten, im späteren Leben brauchen wir alle immer wieder Beziehungen, in denen wir im wörtlichen und übertragenen Sinn das Gefühl bekommen, dass wir gehalten und ausgehalten werden. Man kann diesen Ansatz leicht auf Psychotherapie und Seelsorge übertragen: Vermittelt eine seelsorgliche Beziehung dem Gegenüber den Eindruck, dass er hier gehalten wird, ohne festgehalten zu werden? Eine solche haltgebende Einstellung muss sich verkörpern, meistens durch die Art intensiver Zugewandtheit und Aufmerksamkeit des Seelsorgers/der Seelsorgerin, manchmal aber auch durch leichte Gesten (eine Hand auf der Schulter, Berühren des Armes der anderen Person etc.), schließlich in einem haltgebenden Milieu als Ganzem: In einem regelmäßig und verlässlich wiederkehrenden Gesprächssetting, das durch seine ritualisierte Form ein Stück Sicherheit anbietet. Diese verschiedenen Dimensionen können zusammen wirken und die Botschaft vermitteln: „Ich halte Sie aus (auf Grund meines Auftrags), so schmerzlich und schlimm ihre Biographie auch sein mag...“

- Erfahrungen zeigen, dass es sehr lohnend sein kann, Gefangenen Programme zur Körperwahrnehmung anzubieten. Im Internet bin ich auf einen Kurs „Stressbewältigung durch Achtsamkeit“ an der JVA Brandenburg gestoßen, im letzten Mitteilungsblatt hat Dirk Harms über ein Projekt „Der seelsorgerliche Tanz“ berichtet, immer wieder wird von erfolgreichen Theaterprojekten erzählt. Oder denken Sie an die Trommel-Darbietung zu Beginn dieser Konferenz. Solche Projekte stellen nicht nur eine abwechslungsreiche Freizeitgestaltung dar, sondern dienen eben auch einer Auflockerung der Leiblichkeit und damit einer Flexibilisierung der seelischen Welt der Gefangenen.

Leib und Seele gehen miteinander um, hat Viktor von Weizsäcker, einer der Begründer der psychosomatischen Medizin, prägnant formuliert: Wir sind in der Seelsorge gewohnt, etwas für die Seele zu tun; dass wir auch etwas für den Leib tun können und das wiederum Auswirkungen auf die Seele, auf die Gesamtbefindlichkeit eines Menschen haben kann, daran müssen wir uns wieder erinnern.

## 5. Leiblichkeit und Wort

Körpererfahrung verspricht Ursprünglichkeit; im Körper, in achtsamer Wahrnehmung und aufmerksamem Umgang mit ihm stoßen wir anscheinend ohne Umwege und mediale Vermittlung auf die Grundlage des Lebens. Nicht umsonst erlebt das Stichwort „wellness“ einen solchen Boom: In körperlicher Berührung, im Verwöhnt- und Gepflegt-werden erleben Menschen Lebensfreude, Geborgenheit, ja sogar Sinnstiftung.

Entsprechend scheint der Weg vom Körper zur Spiritualität, zur Religiosität sehr kurz zu sein: Spirituelle Wege, so formuliert Willigis Jäger, setzen im Körper an, oder anders: Der Weg ins Sein führt über den Körper.<sup>46</sup> Es entspricht jahrhundertalter Erfahrung aus fast allen Religionen: In den meisten Meditationspraktiken geht es um körperliche Übungen, die einem helfen sollen loszulassen, sich selbst loszulassen, die alltäglichen Wünsche und Begierden, Verkrampfungen und Zwänge loszulassen, um offen zu werden für das Geheimnis des Seins, für Gott. Und letztlich ist sicher auch Gotteserfahrung ein zutiefst leibliches Geschehen: Da ergreift uns etwas, da geht uns etwas unbedingt an – sicher nicht nur im Verstand. Deswegen sind rituelle

<sup>46</sup> Willigis Jäger und Beatrice Grimm, Der Himmel in dir. Einübung ins Körpergebet. München 2004, 11ff.

Vollzüge von so großer Bedeutung: Sie beziehen den Körper ein, sie bauen darauf auf, dass die Wiederholung und Wiederholbarkeit bestimmter Handlungen den ganzen Menschen erfasst und prägt.

So sehr ich mit diesen Vorstellungen sympathisiere und auch die These vertrete, dass die Kirchen viel stärker mystische Elemente anregen müssten, also Räume bereitstellen sollten, in denen man wirklich etwas erfahren kann,<sup>47</sup> in denen also auch der Leib angesprochen wird, so sollten wir gleichzeitig nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Wenn ich beispielsweise das genannte Buch von Willigis Jäger mit dem Titel „Der Himmel in dir. Einübung ins Körpergebet“ anschau, dann scheint es nur noch um eine allgemeine Religiosität zu gehen, wie sie angeblich in allen von uns steckt und darauf wartet, sich entfalten zu können. Kommentarlos stehen in diesem Buch jüdische, christliche, buddhistische und hinduistische Texte nebeneinander, es gibt anscheinend nur noch einen einzigen religiösen Strom, dem wir uns alle anvertrauen sollten. Das erscheint mir problematisch – aus einem doppelten Grund: Zum einen gehen die spezifischen Traditionen der verschiedenen Religionen verloren, gehen auf in einem großen Einerlei. Zum anderen ist die Sprache des Körpers immer vieldeutig und bedarf, um eindeutig und präzise zu werden, der deutenden Worte. Nehmen Sie das Beispiel der Rituale: Wir haben seit einigen Jahren die Bedeutung von Ritualen im Alltag wie im religiösen Leben neu entdeckt, gerade weil sie eine unverzichtbare leibliche Dimension einschließen. Ein Ritual kann man definieren als eine festgelegte, wiederholbare Symbolhandlung. Das Handlungselement – beim Segen die Handauflegung, beim Gebet eine bestimmte Körperhaltung, beim Abendmahl das Schmecken – macht das Ritual nachvollziehbar auch für solche Menschen, die etwa einer Predigt nicht (mehr) folgen können oder wollen. Gleichzeitig braucht dieser leibliche Handlungsvollzug jedoch das deutende Wort, weil nur so die vieldeutige Handlung Eindeutigkeit gewinnt. Am Beispiel des Segens: Erst der Segensspruch – Gott segne dich o.ä. – macht klar, dass es im Segen nicht um die nett gemeinte Berührung durch den Pfarrer geht, sondern dass er in seiner Rolle als Mittler des göttlichen Segens auftritt.

Die Vieldeutigkeit des Leibes und der Körpersprache bedarf des vereindeutigenden Wortes so wie das abstrakte, digitale Wort die Verdeutlichung durch analoge Körpersprache braucht. Beides gehört zusammen – wir sollten uns durch die Themenstellung nicht verleiten lassen, diesen dialektischen Zusammenhang einseitig aufzulösen.

Anschrift des Verfassers:  
 Prof. em. Dr. Michael Klessmann  
 Feuchtlachfeld 33  
 91522 Ansbach  
 e-mail:klessmann@thzw.de

---

<sup>47</sup> Vgl. Michael Klessmann, Aufbrechen oder Bewahren? Praktisch-theologische Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Volkskirche. PTh 98 (2009), 1 – 19.